

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 69.

Freitag, 22. März.

1929.

(3. Fortsetzung.)

Die letzte Kurve.

Roman in 19 Bildern von Curt Seibert.

(Nachdruck verboten.)

Der Kellner servierte, Szembolin nahm lässig seine Handschuhe und warf sie auf den Tisch, geschickt damit das darauffstehende Salzfaß verdeckend. Dann erhob er sich, beugte sich über Palisanders Tisch und sagte sehr deutlich:

„Sie gestatten einen Augenblick, der Kellner vergaß, mir das Salz zu bringen.“

Palisander erkannte die Stimme sofort, sagte aber nur sehr ruhig und lächelnd:

„Bitte sehr.“

Szembolin aß ruhig zu Ende, ohne sich weiter um den Nachbartisch zu kümmern, während Palisander sich nur mit seiner Dame unterhielt. Ungefähr nach einer halben Stunde bezahlte er und ging zum Lift, in dem er mit der Dame verschwand. Szembolin ließ die Treppe hinunter und trat gerade aus dem Hause, als die beiden ihr Auto bestiegen. Er nahm einen Mietwagen und sagte:

„Fahren Sie hinter dem gelben Auto her.“

Es war nicht ganz leicht, in dem Gewühl des abendlichen Verkehrs zu folgen, aber der gelbe Wagen fuhr sehr langsam, sodaß sie durchkamen. Nach kurzer Fahrt landeten sie in einer von zwei Baumreihen bestandenen Straße, auf der einen Seite Villen in großen Gärten, auf der anderen ein wundervoller alter Park. Das gelbe Auto hielt, Szembolin klopfte an die Scheibe, zahlte, stieg aus. Palisander war mit der Frau in einem der Gärten verschwunden, er wartete noch eine Minute und folgte dann. Die Tür der Villa war angelehnt.

In der zweiten Etage wohnte Palisander. „Er hat sich erheblich verbessert“, dachte Szembolin, „seit der Zeit, als ich ihn in der alten Wohnung verließ.“ Er klingelte, dann hörte er drinnen das dröhnende Lachen des Freundes. Palisander öffnete selbst.

„Da bist du ja“, rief er, und streckte ihm seine Brante hin.

„Komm rein, es ist alles all right.“

Szembolin legte ab und betrat das Herrenzimmer. Die Möbel kannte er, den massiven Schreibtisch und die dazu passende Bibliothek mit der schweren Schnitzerei, den großen Smyrna, in dem die Sohle fast versank, den runden Rauchtisch mit der Marmorplatte und dem schweren Messingservice. Aber er hatte nicht lange Zeit, sich umzusehen. Palisander nahm ihn sofort in Beschlag.

„Konnte dich leider nicht abholen aus dem Sanatorium, haha, wäre aufgefallen, habe dir aber ein Telegramm geschickt.“

„Hab ich bekommen.“

„Na schön, hätte dich bei Gott nicht wiedererkannt. Der Bart steht dir famos, findest du nicht auch, Veronica?“

Erst jetzt bemerkte Szembolin, daß die Frau, die er vorhin mit Palisander im Hotel gesehen hatte, auf der völlig im Dunkel liegenden Chaiselongue ausgestreckt war. Sie richtete sich halb auf und streckte ihm lässig die Hand entgegen. „Wie ein Raubtier ist sie“, dachte Szembolin, „und paßt zu Palisander.“

„Darf ich vorstellen? Mr. Szembolin, ein alter lieber Freund von mir, war einige Zeit in einem

Sanatorium, um sich auszukurieren, Fräulein Veronica.“

„Red' doch keinen Quatsch. Das Sanatorium kenne ich, das hat vergitterte Fenster, vor mir braucht ihr kein Versteck zu spielen.“

Palisander lachte, daß das Zimmer dröhnte.

„Das Mädchen ist schlauer, als wir beide zusammen, sie weiß Bescheid. Na, nimm doch Platz, es steht dir alles zur Verfügung, das Geschäftliche regeln wir nachher, zuerst mal wichtigste Orientierung für dich.“

Sie setzten sich in die tiefen Sessel um den Rauchtisch, während Veronica sich wieder in ihre Kissen auf dem Divan vergrub. Sie fühlte sich vollkommen zu Hause und benahm sich ungeniert, schob den Rock über das Knie und nestelte an den Strumpfbändern.

„Kinder, quatscht Euch aus, ich stör' Euch nicht, bin müde und habe einen Schwips.“

„Ich habe gelesen, du haust Automobile“, sagte Szembolin, „und hast große Erfolge gehabt.“

„Na, das waren nur so Vorpostengefächte, die großen Schlachten werden am nächsten Sonntag und Ende September geschlagen. Wir dürfen uns nicht darüber im Unklaren sein, mein Wagen ist erstklassig, das steht fest, und ich bin so gut wie überzeugt, daß ich das Rennen am Sonntag gewinne. Es geht über 120 Kilometer, also sieben Runden auf der Autostraße. Mein Wagen ist eine Idee von mir, eine sehr leichte Karosserie mit einem schweren Flugzeugmotor. Ich habe die Sache ausprobiert, das kurze Rennen hält der Wagen aus, aber beim Europapreis, der über 160 Kilometer führt, fällt mir die Karre glatt auseinander.“

„Was willst du tun?“ fragte Szembolin, der wieder ganz im Banne dieses Menschen sich fühlte und froh war, für ihn arbeiten zu dürfen.

„Die Sache ist schwierig, aber es muß gemacht werden. Da ist ein gewisser Merz...“

„Merz?“, sagte Szembolin und horchte auf.

„Kennst du den?“

„Nein, sprich nur weiter.“

„Also dieser Merz, ein talentvoller Kerl, Eigenbrödl und verbissener Mensch, an den nicht heranzukommen ist, hat ein Patent angemeldet, das zu erklären jetzt zu langwierig wäre. Nun werden ja die unmöglichsten Patente angenommen, auch wenn sie nichts taugen, und das bewiese weiter nichts, aber ich habe so meine Verbindungen, kennst du ja, und da habe ich so gehört, daß die Sache ganz fabelhaft sein soll. Natürlich habe ich mich durch einen Mittelsmann sofort mit Merz in Verbindung gesetzt, dachte, man könne ihm seine Erfindung abkaufen und ihn dabei hereinlegen. Aber mit dem Menschen ist ja nichts anzufangen, der will, daß man ihm hier eine große Fabrik baut und ihn als Direktor darüber einsetzt, bevor man den Motor zu sehen kriegt. Wenn ich erst mal wüßte, ob er am kommenden Sonntag schon startet oder nicht, dann wäre mir ein Stein vom Herzen...“

„Den kann ich dir runterrollen“, sagte Szembolin und erzählte von der Begegnung im Schnellzug.

„Der eine hieß Corretti oder so ähnlich.“

„Ja, das ist ein Fahrer von Rugler, und der andere?“

„Schrötter oder Schlötter.“

„Wird Schrötter gewesen sein, ein Mann, der viel Geld hat und glaubt, Autos bauen zu können. Es ist mir lieb, daß ich davon weiß; also die sprachen auch schon von Merz? Hm! Das ist alles ganz schön, wenigstens für den Augenblick, aber bis zum Herbst ist er so weit . . . Es gibt nur zwei Wege, entweder man muß seine Arbeit zerstören, und das wird unmöglich sein, da man nicht herauskriegen wird, wo er baut, oder man muß das Patent klauen!“

„Aber wie?“

„Das muß überlegt sein. Vielleicht könntest du als Angestellter bei ihm . . . aber das ist ja Unsinn, du kennst keinen Handgriff und er würde gleich heraushaben, daß du spionieren willst.“

Beronicc gähnte, sie hatte bisher geschlafen.

„Gestern Abend habe ich einen entzückenden Jungen kennen gelernt“, erzählte sie.

„Interessiert uns nicht“, sagte Palisander und dachte nach.

„Aber es war doch ein so nettes Kerlchen, noch sehr jung, und sooo elegant. Benno, du könntest dir auch mal so ein Monokel anschaffen, mit Goldrand, du würdest fabelhaft aussehen, wie ein Großfürst oder ein Pascha.“

„Daß deine Witze, wir haben jetzt Wichtigeres zu tun.“

„Ach, sicher wieder so eine Gaunerei, laßt mich zufrieden.“

Und während die beiden Männer überlegten, rauchten und flüsterten, während dazwischen Palisander eine flüchtige Aufstellung der seinerzeit ergaunerten halben Million und ihrer bisherigen Verwendung machte und schließlich Szembolin einen größeren Schied ausstellte, erzählte Beronicc halb lachend, halb schlafend von ihrem Abenteuer.

„Das war wirklich zu komisch, wie er zuerst so schüchtern um mich herumging, als ich da am Wasser saß. Und ich habe ihn doch gleich sooo verliebt angesehen. Dann sind wir Kahn gefahren und er hat alles bestellt, was ich haben wollte, beim Kellner und bei der Kapelle und dann hat er mich in sein Auto genommen, ach, das war klein, man so lüft.“ Und sie zeigte mit dem Finger. „Und alle Autos sind an uns vorbeigefahren und er hat einen so netten Schwips gehabt und ich auch, und ganz böse ist er geworden, als ich sagte, er fährt viel zu langsam, und dann hat er gemeint, nächstes Jahr, wenn er seinen neuen Motor hat, dann überholt er sie alle.“

„Was?“ schrie Palisander und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß ein Weinglas in Stücke sprang, „was hat er gesagt?“

„Herrgott, brüll doch nicht so, ich werd' doch noch mit einem netten Jungen Auto fahren dürfen.“

Und sie drehte sich wütend der Wand zu. Palisander sprang auf und rüttelte sie.

„Red' doch, Weiß. Was ist mit dem jungen Laffen und seinem Motor?“

Aber sie schwieg hartnäckig. Palisander wußte, so konnte er nichts erreichen. Erst nach längerem gütigem Zureden, an dem sich auch Szembolin lebhaft beteiligte, war sie zu bewegen, eine Antwort zu geben.

„Was wollt Ihr denn nun eigentlich wissen?“

„Wie sieht er aus?“

Beronicc dachte nach und legte den Finger an die Nase.

„Groß, schlank, sehr elegant, Monokel mit Goldrand, am rechten Ringfinger . . .“

„Genügt“, sagte Palisander. „Merz ist das nicht, aber wer?“

„Wer spricht von Merz? Meiner heißt Spindler, ein netter Junge, und er will mich am Sonntag beim Rennen erwarten, hat er gesagt.“

Nach einer kleinen Pause fuhr sie fort.

„Und damit Ihr seht, wie dumm Ihr seid, werde ich Euch einen Vorschlag machen.“

Sie steckte sich mehr als umständlich eine Zigarette an, während Palisander ungeduldig mit den Knöcheln auf dem Tisch trommelte.

(Fortsetzung folgt.)

Lenzwecken und Winter-austreiben.

Von Ernst Edgar Reimerdes.

Mit weit größerer Freude, als wir es tun, begrüßten unsere Vorfahren die Wiedertehr des Frühlings, der ihnen Erlösung aus den Banden des harten Winters brachte, dessen Beschwerden wir infolge der Kulturrerungenschaften kaum noch empfinden. Jene aber atmeten befreit auf, wenn die ersten Blumen, die ersten, aus dem Süden heimkehrenden Vögel den nahen Lenz ankündigten, und feierten dies Ereignis durch frohe Feste. Wenn auch die Frühlingsfreude in uns keineswegs erloschen ist, wir vermögen uns ihr nicht mehr in dem Maße hinzugeben, wie unsere Vorfahren, weil uns, namentlich in den Städten, das lebendige Naturgefühl abhandengekommen ist, welches jene Volksfeste schuf und die Mythen vom Kampf zwischen Winter und Sommer ersann. In den Kindern aber lebt noch ein Rest solchen Naturgefühls auf, wenn sie nach langer Gast in den Stuben im Frühlings wieder draußen spielen können. So kam es auch, daß im Wandel der Zeiten die Jugend das Amt der Frühlingsverkündigung, das „Lenzwecken“, übernahm, das leider gleich vielen anderen sinnigen Volksbräuchen fast völlig in Vergessenheit geriet. Früher aber gingen überall arme Kinder mit einem grünen Busch, einem Kranz oder einem Vogel von Haus zu Haus, sangen kleine Lieder und sammelten Gaben ein, wie in heidnischer Zeit die Frühlingsgötter Opfer empfangen. Einzeln nahmen auch wohl Erwachsene an diesen Umzügen teil. Im Bintschgau (Tirol) kennt man die Frühlingsverkündigung unter dem Namen „Langesweden“ (Lenzwecken) heute noch, während diese Bezeichnung sonst anscheinend nicht mehr vorkommt. In der Gegend von Speier stehen auf Lätare, Sommertag genannt, Kinder mit einem mit bunten Bändern behängten Tannenbäumchen, an der Bergstraße mit geschmückten Tannenzweigen, umher. In Schlesien gehen die sogenannten Sommerkinder mit ausgepukten Fichtenreisern Haus bei Haus, singen kleine Verse und erhalten dafür Brezeln oder Geld. Im Riesengebirge war das „Sommergehen“ auf Mittfasten, in den ehemals von Slawen bewohnten Landesteilen Toten- oder Schwarzer Sonntag genannt, bis in die Gegenwart hinein ein Vorrecht der weiblichen Jugend, während die männliche den „Tod“, eine Strohpyrre, umherträgt und schließlich verbrennt oder ins Wasser wirft, wobei sie singt:

„Nun treiben wir den Tod aus,
Den alten Weibern in das Haus,
Den Reichen in den Kasten,
Heute ist Mittfasten.“

In Leisking, einem Dorfe zwischen Raumburg und Weiskensels, trug man früher den „Tod“ auf das Feld einer Nachbargemeinde. Bei all diesen Bräuchen finden wir statt des Wortes Winter häufig die Bezeichnung Tod, in ehemals slawischen Gegenden ist sie die allein übliche. Auch in den Mythen werden Winter und Tod nicht auseinandergehalten. Den Kampf des Frühlings (Sommers) mit dem Winter, den unsere heidnischen Vorfahren sich als einen mächtigen Riesen vorstellten, der bei Frühlingsbeginn mit dem Sommer, den man sich gleichfalls personifiziert dachte, ringen mußte, führte man ehemals dramatisch vor. Zwei Burschen, von denen der eine, der Winter, in Stroh und Moos oder Pelze gehüllt, der andere, der Sommer, mit grünen Zweigen ausgepukt war, kämpften mit Holschwärtern oder Stangen. Zum Schluß wurde der Winter besiegt, vertrieben, ins Wasser geworfen oder in Gestalt einer Strohpyrre verbrannt, wobei man das Lied anstimmte:

„Tra, ri, ra,
Der Sommer der ist da!
Wir wollen in den Garten,
Des Sommers dori zu warten.
Der Winter liegt gefangen,
Wir schlagen ihn mit Stangen.
Der Sommer ist geboren,
Der Winter hat verloren.
Tra, ri, ra,
Nun ist der Sommer da!“

Diese uralten Kampfspiele hat es in Schlesien noch vor etwa 60 Jahren gegeben, sie waren aber auch sonst, z. B. am Rhein, wie überhaupt in Süddeutschland, weit verbreitet. Die symbolische Austreibung des Winters, die gewöhnlich auf Mittfasten stattfand, erfolgte vielfach nur durch Verbrennen einer ausgepukten Strohpyrre, die man auch wohl in das Wasser warf. Das geschah besonders in den vormalig von Slawen bewohnten Gegenden Deutschlands mit der hölzernen Figur eines alten Weibes. Zahlreiche Spuren deuten darauf hin, daß das Lenzwecken einst u. a. in Sachsen, Thüringen, Franken sowie im Rheinland üblich gewesen ist.

Der Haarwastl.

(Eine Frühlingserinnerung.)
Von Julius Kreis.

Aber die Dächer und Altanen der Stadt stieg der Frühling. Von den Bergen her ergelte und johlte nach langem Winter der Föhn durch Kamine und Hausflur und auf dem Schulweg schnupperten wir die eigentümlich laue und doch frische Luft mit erquidten Rüstern. Jauchsend tollten wir den davontreibenden Hüten und Mützen nach und kamen dann mit roten Backen, wie in einem leichten, süßen Rausch, verwirrt von der zärtlichen Wärme der Luft, von ihrem eigentümlich fahlgelben Licht, in die Schulstube. Der Lehrer hatte keinen leichten Tag. Aber auch ihm steckte wohl der Föhn in den Knien. Denn er wandte von Mal zu Mal den Blick durchs hohe Fenster, wo weit über die Dächer und Wiesen des Vorstadtrandes die Berge blauten.

Am freien Nachmittag spielten wir am Wirtshause mit Schüsseln „Anprallels“ — „Langauss“ — „Kacherlts“. Wenn das sich einmal begab, konnte kein Schnee mehr den Frühling begraben. In den Auslagen der kleinen Krämerlein tauchten zwischen Kaffeegewürz, Kernseifen und bunten „Drallern“ kleine, rotzudecker Osterhasen auf, und weiche, schaumige „Osterbreserl“ träumten so vor sich hin, bis sie vor Staub schwarz waren, wenn sie nicht vorher gefressen wurden. In den Hosentaschen mengten sich nun durch das ganze Frühjahr Spagat, Teerkümpchen von der Strakenpflasterung, Schusser, Revolverkapseln, Flaschenbiergummi, Abschiedsbilder und alte Schreibfedern zu einem sinnigen italienischen Bubenfreudenfalsch.

Das schönste aber im Frühling war das kleine Kräutradl in der Gasse. Das hatte den ganzen Winter über den Kolladen heruntergezogen und schlief. Wo der Besitzer, der „Haarwastl“, war, wußte kein Mensch. Die einen sagten in Italien, die anderen in Afrika. So viel aber war gewiß: Gleich, wenn die letzten Vögel im Herbst fortwaren, schloß der kleine Laden sein Auslagenauge und der „Haarwastl“ war verschwunden. — Den alten „Haarwastl“ kannte man im ganzen Viertel. Er trug seine silbernen Haare lang und sie standen um seinen lederbraunen Kopf wie silberne Flammenbündel. Auf die Brust waltete ihm ein langer Vollbart. Er trug einen blauen, merkwürdig geschnittenen Leinenanzug. Die braunen, sehnigen Beine waren nackt, die Füße steckten in Sandalen. Wenn er so durch die Straßen fremder Stadtviertel ging, drehen sich alle Köpfe nach ihm. Die Großen lächelten und rieben die Stirn, die Kinder johlten ein Stück hinter ihm her. In unseren Straßen und Gassen war der „Haarwastl“ bekannt, er gehörte dazu. Niemand drehte sich mehr nach ihm um, und sogar die Kinder ließen den Alten ungehört. Wohl aber kamen sie, wenn er unter seiner kleinen Labentür stand (das geschah nicht oft), ein bißchen scheu-vorsichtig zu ihm, gafften ein wenig bei ihm herum, dann aber holte er aus der Tasche merkwürdig geformte Malzuder und teilte sie aus. Er hatte unter buschigen Brauen große, gültige Augen, und was wir von ihm hörten, war hin und wieder: „Brav, Kinder — brav!“ Bisweilen redete er mit sich selbst in einer fremden Sprache, ebenso wie er sich mit seinem Jodot, dem pechschwarzen Star, unterhielt, der ihm auf dem Zeigefinger lag. Einige sagten, er sei ein Italiener, andere: ein Zigeuner — ein Türke — jedenfalls: den Winter über zog er in ein fremdes Land. — Mit den Schwalben kam er zurück und machte sein kleines Radl auf. Und so merkwürdig wie der „Haarwastl“ war, war dieser kleine Laden. Da gab's in Dosen, Schachteln und Straniken eine Menge Pulver, seltsame Kräuter und Teesorten gegen allerhand Gebrechen, rote und goldene Wässerchen in den Flaschen, es roch in dem Raum nach tausend Gewürzen. Auf Regalen standen in Spiritusgläsern Schlangen und seltsame Eidechsen, an den Wänden hingen verstaubte Kästen mit Käfern und Schmetterlingen. Dazwischen aus alten Zeitschriften ganz vergilbte Stiche von Napoleon, Garibaldi, von schönen Frauen, seltsamen Landschaften und Tieren. An der Scheibe drückten sich die Kinder-nasen platt; denn in der kleinen Auslage, auf Moos gestellt, war eine Wunderwelt holzgeschnittener und wächserner, bemalter Tiere und Männchen: Gnomen, Einsiedler, Hirsche, Drachen, dazwischen große Tuffsteine zu Berg und Höhen errichtet, Kapellen, Tempel, Burgen. Große Bergkristalle funkelten aus dem Moosgrün, Ammonahörner und seltsame Muscheln und Schneckenhäuser lagen dabei. Es war eine immer neue Wunder- und Märchenwelt, die das Radl da jedes Frühjahr den Kindern aufwies. Zu den Kunden des „Haarwastl“ gehörten von weit und nah Dienstmädchen, Köchinnen, Zagehfrauen, Ladenmädels; sie holten sich da eine Flasche Wunderbalsam, Augenfeuer, Saartinktur, Sebastianussöl, gepulverten Kristall gegen Kopfweh. Es gab Duzende von Mitteln gegen Hunderte von Gebrechen beim „Haarwastl“. Unter den Mädchen und Frauen ging auch

geheimnisvoll die Rede, er habe Pülverchen und Mixturen für allerhand Liebesdinge, für Beschwörungen, Wünsche und Sehnsüchte. Das alles wußte um ihn noch geheimnisvoller als alles andere. Er war der große Zauberer der Kleinen. Daß er zu den Kindern von stiller Freundlichkeit und Güte war, milderte den Großen das Unheimliche. Kindern selbst aber wird durch einen Malzuder die düsterste Mystik zu eitel Sonnenschein.

Draußen am Fluß strebten die hohen Türme der neugebauten Kirche ihrer Vollendung entgegen. Wir Buben trieben uns jede freie Stunde zum Ärger der Poliere und Baumeister am Bauplat zwischen den Werkstätten umher. Die grünüberspannenen Knospenbäume wiegten sich so wohligh, durch die Turmfenster brauste und flatterte der Südwind, und der Kramermichel schwor: Stünde man oben auf dem Turm, dann sähe man das Gebirge und alle Sennhütten darauf und sogar die Gamsböcke. — Aber wie hinaufkommen vor den wachsamem Augen der Bauführer und Werkleute? Einer nach dem andern schlich sich hinter Granitquadern und Balkenstößen zum Türloch des Turmes. Wie ein Wiesel schloß jeder hinein. Da ging's über kaltbeprikt halbfertige Treppen und behelfsmäßige Leitern empor — empor, durch die Fensterlöcher zwängte sich der Föhn, tobte in den engen Mauern und warf uns fast von den Sprossen. Das Herz schlug bis zum Hals vor Angst und Abenteuerlust. Wenn jetzt einer käm! Wenn der wilde Bauführer uns nachschieße! Hinauf! Hinauf! Das Dämmerdunkel des engen Raumes, die hallende Tiefe mit ihrem Wirrwarr von Gerüst und Leitern — das Verbotene — alles preßte uns den Atem. Dazu das wilde Säulen des Föhns — aber schon waren wir droben und legten Hand und Fuß auf die schmale — noch geländerlose Brüstung. Da stand, gegen die Berge gefehrt, der „Haarwastl“. Der Wind peitschte ihm die Silbersträhne seines Haars ins Gesicht. Der Alte sah und hörte nichts von unserem Bubenlärm. Er sprach laut und in der fremden Sprache mit sich und wir duckten uns erschrocken in den Turm zurück. Einmal wandte er den Kopf. In seinem Antlitz war aus dem Blau des Himmels und dem seltsam zwielichten Schein des Föhntrages ein ganz eigenartiger Glanz. Die Augen sahen über uns starr hinweg — und die weißen Haare flatterten. Wir Buben krochen so eilig es ging, über Leitern und Treppen abwärts. Es war keiner, dem nicht das Herz klopfte. Als wir unten auf der Straße waren, hatten wir uns wieder. Und man über-schrie in toller Lust an der Erde alles Föhnspettakulum. Der Kramermichel wies mit dem Finger nach dem Turm. Da stand noch immer als kleines, schwarzes Figürchen gegen den Himmel der „Haarwastl“ oben — wie ein Mannbl aus seiner kleinen Auslage.

Eine Stunde später stand um den Kirchenbauplat eine schwarze Menschenmenge. Ein Sanitätswagen hielt. Wir Buben drängten uns durch die Beine der Großen vor. Sie trugen auf einer Bahre einen bedeckten Körper vom Turm weg. Vom Mauerloch her zog sich eine dünne Blutspur.

Aus dem türkischen Himmelsblau des Nachmittags war ein fahles Abendgelb geworden. Der „Haarwastl“ war abgestürzt. Durch unseren Bubenfrühling ging das erste Schauern von drüben.

Schertz und Spott

Die richtige Antwort. Eine Abordnung von Bauern kam einmal in der guten alten Zeit zum dänischen König, um gegen eine neue, ihnen auferlegte Steuer Einspruch zu erheben. Der König begrüßte sie leutselig mit den Worten: „Nun, meine Kinder, was wollt ihr denn von mir?“, worauf der Führer der Abordnung freudig erwiderte: „Derr König, wir wollen nichts von dir, wenn du nur auch von uns nichts wolltest!“

Ein Großzügiger. „Ihre Frau redet davon, daß sie in diesem Frühjahr nach Italien reisen wird. Haben Sie was dagegen?“ — „Nicht das geringste. Lassen Sie sie nur reden.“

Auch ein Beweis. „Denkst du, daß die Gemeinde mit meiner Predigt zufrieden war?“ fragte der neuernannte Pastor seine Frau. — „Aber gewiß“, beruhigte ihn diese, „alles hat genickt.“

Der geizige Schotte. Die Schotten sind wegen ihres Geizes bekannt. Ein Beispiel dafür erzählt ein englisches Witzblatt: Ein Mann aus Aberdeen hatte seiner Braut einen Verlobungsring geschenkt, befaß sich aber dann eines Besseren und wollte die Verlobung auflösen. Natürlich verlangte er von ihr den Ring zurück, aber dem Mädchen gelang es auch mit der größten Anstrengung nicht, den Ring vom Finger zu ziehen. Da heiratete er sie.

Der schlimme Traum. „Glauben Sie an Träume?“ — „Früher, jetzt nicht mehr.“ — „Warum?“ — „Ich habe vor fünf Jahren einen geheiratet.“

* Hans Katonel: „Der Mann, der nie genug hat“. Roman. (Verlag Paul Zsolnay, Wien IV.) Wie ein kleiner Bankbeamter auf der Flucht vor dem Alltag seine Frau ehrliebe Frau verläßt und schließlich, nach vielen Abenteuern, als Filmmagnat wieder zu ihr zurückfindet — dieses Widerspiel von vagantem Manne und korrekter Frau ist in großartiger Synthese von Spannung und Vertiefung mit einem leisen Unterton feiner Ironie dargestellt. Was den Roman so reizvoll macht, das ist die leise Ironie, in die Alltag und Abenteuer, der Rebell wider den Alltag, der Sucher des großen „Lebens“, und seine Frau geknüpft sind.

* Ernst Klein: „Überfall im Tiergarten“. (Glückner-Verlag, Berlin-Wien.) Der Held des Romans ist einer der vielen durch den Zusammenbruch aus ihrer Bahn Geschleuderten, ein ehemaliger deutscher Offizier des Weltkrieges, den mißglückte Spekulationen um sein Vermögen brachten. Im letzten Augenblick, da er schon daran verzweifelt, jemals in das Gemeinschaftsleben zurückzufinden, wird er von jemand gerettet, gegen den er nach tagelangem Herumirren in den Straßen Berlins einen nächtlichen Überfall im Tiergarten ausführt. Eine Fülle von Verwicklungen macht Kleins Roman zu einer ebenso ansprechenden wie spannenden Lektüre.

* Romain Rolland: „Palmsonntag“, „Die Leoniden“. (Beide erschienen im Verlag Rütten und Loening, Frankfurt a. M.) Zu dem Zklus von Rollands Dramen der Französischen Revolution bilden die vorliegenden Werke Auftakt und Ausklang. Sie sind, obwohl in ihrer Handlung selbständig, durch innere Beziehung verbunden. „Palmsonntag“ gestaltet die drohende Katastrophe des ancien régime. Geistig im Mittelpunkt steht Rousseau, ein heftiger Ahner und zugleich Vorbereiter der großen politischen Schicksalswende. Der Dichter versteht mit gewohnter Meisterschaft, die zeitgeschichtliche Atmosphäre eindringlich zu machen. Unter dem gegen ein schwaches Königtum frontierenden Adel zeichnet er markante Typen, Menschen, die zu leben und zu sterben verstanden, in denen der Glanz vom Hofe des Sonnenkönigs noch einmal erstrahlte. Das ländliche Idyll des Schäferspiels überdauert schon fernes Wetterleuchten. Die Gegenspieler, der Adlige und der Bürger, treffen sich wieder in den „Leoniden“ als Verbannte auf Schweizer Boden. Beide sind noch halsstarrige Vertreter ihrer Ideen, aber angesichts eines neuen, gemeinsamen Feindes, des jungen Bonaparte, gelangen sie zur Einigung, die im Lebensbund ihrer Kinder versinnbildlicht wird. Wieder zeichnet Rolland die Umwelt mit lebendiger Plastik und bannet den Zeitgeist als Wesensausdruck und Stimmungselement des Geschehens. Gedankentiefe und schöpferische Fülle der Erfindung eint sich mit einer schönen und warmen Menschlichkeit. Letzten Endes freilich bleibt die Gestaltung bisweilen mehr episch als dramatisch. Aber äußerer Bühnentechnik steht der geistige Gehalt, die blühende Pracht des Wortes, der Dichter ist härter als der Dramatiker und das Antik, das zwischen den Seiten hervorleuchtet, ist das des liebenswerten Schöpfers von „Johann Christof“.

* Th. Dreiser: „Sowjet-Rußland“. (Verlag Paul Zsolnay, Wien IV.) Zum ersten Mal ist es ein berühmter Romancier, der dichterische Gestalter Amerikas, der aus eigener Anschauung und mit Sachlichkeit des großen Epikers ein Bild des größten Experimentes der Geschichte und der Menschennatur entwirft. Theodore Dreiser spricht über den Kommunismus in Rußland, über Freiheit und Unfreiheit, Politik und Wirtschaft, Kunst und Religion, Sexualität und Frauenemanzipation, Bauernbildung, Arbeiterfürsorge, Jugendzucht, und als unbestechlicher Kenner der sozialen Höhen und Tiefen läßt er die aus neuen Lebensbedingungen geborenen neuen Lebensformen Rußlands in einer überaus fesselnden Bilderreihe vor uns stehen.

* A. A. Milne: „Das Geheimnis des roten Hauses“. Kriminalroman. Engelhorns Romanbibliothek, Band 1024/25. (Engelhorn Nachf., Stuttgart.) Milne beherrscht die Technik der Verwicklung und Verdunklung glänzend, und die Überraschungen, die er im Köcher hat, sind auch vom routiniertesten Leser von Detektiv-Geschichten nicht vorauszuahnen. Die Grundidee des Buches ist völlig neu, aber wir werden uns hüten, sie zu verraten. Besonders ansprechend an dem Buch ist der trockene angelsächsische Humor, von dem es allerorten durchspielt wird.

* „Unfreiwillige Reise um die Welt 1621 bis 1628“ von Christoph Mathias Fernberger von Egenberg. Nach einer unveröffentlichten Handschrift bearbeitet von Dr. E. v. Grisch. (B. A. Brodhaus, Leipzig.) Anno 1621 wollte sich der brave Rittersmann Christoffel aus der Gefangenschaft bei den Holländern zu den Spaniern durchschlagen, in deren Solde er stand. Aber sein Schiff ging in die Brüche, auf dem Trodenen wurde er auch in Gegenden verschlagen, die er nicht kennenlernen wollte, und so kam seine „Unfreiwillige Reise um die Welt 1621 bis 1628“ zu stande. Dieses Meisterwerk der früheren Schriftstellerei kann unserem „Abenteuerlichen Simplicissimus“ ebenbürtig zur Seite gestellt werden. Sturm und Stille, tolle Kaperfahrten, Kampf, Mord und Totschlag aus Leidenschaften wie Haß, Liebe, Neid und Treue, tapfere Kameradschaft und Feigheit werden von Fernberger mit jenem unbemühten Gefühl für die Selbstverständlichkeit aller dieser Dinge erzählt, das nur ein echtes Kind seiner Zeit aufbringen kann.

* „Gutes Deutsch.“ Ein Führer durch Falsch und Richtig. Von Eduard Engel. (Verlag Bessé & Beder, Leipzig.) Dieser erprobte Wegweiser zu richtigem und gutem Deutsch ist soeben in einer neuen, durchgesehenen Auflage erschienen. Gibt Engel in seinem „Verdeutschungsbuch“ dem Leser eine Fülle von deutschen Ausdrücken für überflüssige Fremdwörter, so erweist er sich in dem vorliegenden Buche als Berater in den Fragen der Grammatik und des Stils. Er ist kein Sprachbüttel und kein Rechthaber, sondern ein nachsichtiger, klug abwägender Führer. In sprachlichen Streitfragen entscheidet er mit Besonnenheit und unter Berufung auf die besten Vorbilder.

* „Sächsisches Gemütle.“ Eine Sammlung der lustigsten Dichtungen in sächsischer Mundart zum Vortragen. Mit einem Geleitwort von Rene Boigt. (Verlag A. Bergmann, Leipzig.) In diesem Bändchen sind die besten sächsischen Humordichtungen der letzten Jahre zu einem lachenden Buch vereinigt. In Gesellschaft vorgetragen oder auch beim Selbstlesen in ruhigen Stunden werden sie eine Quelle größten Vergnügens bilden.

* Neue Osterbilderbücher: „Familie Osterhase“ heißt eine reizende Neuerscheinung mit lustigen Bildern und Reimen von Karl Kehr. Ausgestanzt und erhaben geprägt. Die einzelnen Szenen haben Humor in Idee und Zeichnung, die Verse sind flüssig. — „Der Osterhase“ betitelt sich ein Bilderbuchmärchen von R. Meitner-Bedert, mit farbigen und vielen schwarzen Abbildungen von Erik Baumgarten. Die Schrift ist in Antiquabuchstaben gehalten, um den Kindern, die nach der neuen Lehrmethode unterrichtet werden, das Lesen zu erleichtern. — Von der bekannten Gertrud Kopp-Römhild liegt der „Osterhasen-Schabernack“ vor. Mit 14 farbigen einseitigen Bildern und Versen. — Das „Mäusenbrödel“ ist in origineller Buchform, und zwar in Figur geschnitten, erschienen mit sechs schönen bunten Bildern und Reimen. Die hier genannten preiswerten Bilderbücher wurden von dem Verlag J. F. Schreiber, Esslingen a. N., herausgebracht.

* „Vorwärts zur Einheit“, ein Ruf an alle Getreuen Christi. Von Univ.-Prof. Dr. A. von Ruville. (Verlag Kirchheim & Co., Mainz.) Das Buch entspringt dem Wunsch kirchlicher Einigung und ruft alle Christen zur Förderung des Gedankens auf. Mittels ausführlicher historischer Erörterungen ist der Weg zur Einheit abgeleitet aus dem Weg, der zur Spaltung führte; auch ist dem geschichtlichen Verlauf entnommen, wie weit sich die Christenheit schon der Einheit genähert hat und was noch unter Mitarbeit der Konfessionen zu tun übrig bleibt. Das Buch ist keine Streitschrift, sondern ein Suchen nach unparteilicher Wahrheit, aus den letzten Kapiteln besonders spricht eine freudige Zuversicht auf Gelingen. Die Deutungen des Verfassers gewinnen Überzeugungskraft durch die klare, aller Rhetorik abholden Schreibweise, durch strenge logische Gliederung und ernsten Willen unbeirrbarer Erkenntnisjagdes.

* „Mathematik und Sport.“ Mathematische und physikalische Aufgaben aus dem Gebiete der Leibesübungen. Von Studiendirektor E. Lampe. (Verlag von B. G. Teubner, Leipzig.) Das anschaulich und klar geschriebene Bändchen ist ganz besonders als Grundlage für mathematische Arbeitsgemeinschaften zu empfehlen, bietet aber auch bei gelegentlicher Benutzung im Unterricht eine Fülle wirklich lebensnaher und interessanter Anwendungsbeispiele zu bestimmten — auch einfachen — Sätzen der Mathematik wie der Physik.